

„Der Baum muß glänzen, glitzern, funkeln ...“

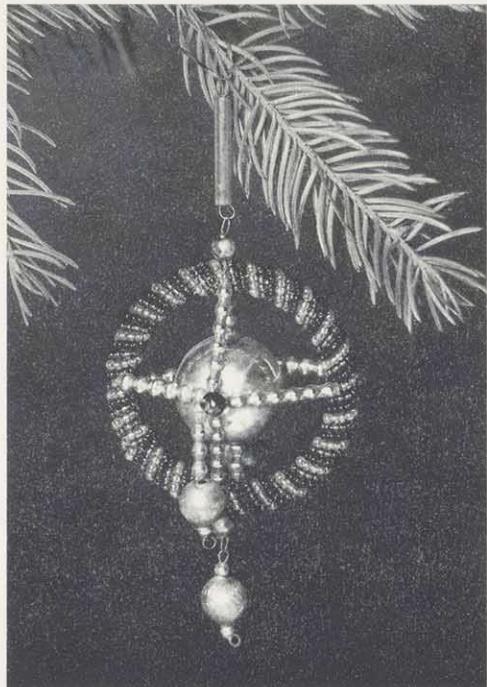
Eine Ausstellung von *Glasperlen-Christbaumschmuck aus Gablonz/Böhmen im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit vom 18. November 2000 bis 7. Januar 2001*

Bis über die Mitte des letzten Jahrhunderts hinaus schmückte man den Weihnachtsbaum mit eßbaren kleinen Dingen wie Nüssen, Äpfeln, Lebkuchen und anderem Zuckerwerk. Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert vollzog sich ein Wandel, die Bäume wurden größer und der Behang immer üppiger und prächtiger. Die Nachfrage nach industriell gefertigtem Christbaumschmuck stieg stetig an. Die Gartenlaube, das Familienblatt des 19. Jahrhunderts, veröffentlichte 1893 einen Artikel in ihrem Weihnachtsheft, in dem beinahe wehmütig festgestellt wurde: „(...) heute ist alles anders. Der Baum muß glänzen, glitzern, funkeln, blenden, dass einem die Augen übergehen“.

Eine Besonderheit dieses „Glitzerschmucks“ war der Glasperlenschmuck aus dem böhmischen Gablonz an der Neiße (seit 1945 Jabionec nad Nisou, Tschechien) und seinen umliegenden Orten. Glasperlen, die aus der Schmuckwarenindustrie „übrig“ waren, wurden in der Hausindustrie zum Christbaumbehang aufgefädelt und verdrahtet. Die filigranen Gebilde waren Kompositionen aus unterschiedlich großen und verschiedenen farbigen Glasperlen, teils verspiegelt, teils mit Farbe ausgegossen oder opak, aber nie transparent, um die Sicht auf das Innenleben aus Draht nicht freizugeben.

Die Perlenherstellung in der Gablonzer Gegend

Seit dem 11. Jahrhundert bis etwa 1850 lag das Zentrum der Perlenherstellung in Venedig. Noch heute spricht man von den „venezianischen Perlen“, feinsten Sprengperlen, welche ab 1490 nach römischer Glasmacherkunst wieder in großen Mengen hergestellt wurden. So ist der Tausch von Sklaven gegen Glasperlen überliefert, aber auch als Zahlungsmittel und Schmuck im vielfältigen Sinne fanden die Glasperlen in der kolonialen



Welt Verwendung. Obgleich Venedig seinen Glasmachern unter Androhung der Todesstrafe verbot, außer Landes zu gehen, konnte das Herstellungsgeheimnis nicht gewahrt werden. Reisende Glashändler regten die Glashütten in Böhmen an, gleichartige Perlen herzustellen.

Die ersten Glashütten des Gablonzer Gebiets sind, wie auch in anderen Gegenden des Isergebirges, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden. Böhmisches Grundherren boten deutschen Glasarbeitern aus dem Erzgebirge, welche dort dem aufblühenden Erzbergbau weichen mußten, neue Arbeitsmöglichkeiten im waldreichen Isergebirge, das Rohstoffe und Holzkohle als Energiequelle für die Glasschmelze liefern konnte. Bis ins 18. Jahrhundert hinein unterschiedie-

den sich die Techniken der Verarbeitung und Veredelung von Glas kaum von denen anderer Glasherstellungsgebiete. Aufbauend auf die Hohl- und Tafelglasindustrie gelang die Entwicklung neuer Glassorten, sog. „Compositionsgläser“ (bleihaltiges Kristallglas), die sich präziser bearbeiten ließen und sich vorzüglich für die Herstellung von „Glaskurzwaren“, d. h. von kompakten Glaswaren wie Steinen, Perlen, Glasknöpfen und Lüsterbehang, eigneten.

Die steigende Nachfrage nach künstlichen Edelsteinen im ausgehenden 18. Jahrhundert brachte findige Glasmacher dazu, ihre Steine und Perlen zu Schmuckstücken weiterzuverarbeiten; Voraussetzung dafür waren die Einführung der Glasdrückerei unter Verwendung von Formzangen und Glasstangen als Werkzeug und Arbeitsmaterial.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Gablonz ein unbedeutender Marktflecken, der sich erst durch die Spezialisierung der Glashütten im Umkreis, durch die verstreute Hausindustrie und die Niederlassung von Handelshäusern zur eigenständigen Schmuckwarenindustrie und damit zur Welthandelsstadt Gablonz ausweitete. 1895 arbeiteten

fast 18.000 Leute in der Glaskurzwarenindustrie um Gablonz, davon über 60% in der Hausindustrie.

Ausbruch und Ende des Ersten Weltkrieges hemmten entscheidend diese positive Entwicklung. Böhmen mit dem Bezirk Gablonz wurde der neu gegründeten Tschechoslowakei zugeschlagen. Nach einem kurzen Aufschwung zu Beginn der 20er Jahre kam es ab 1929 mehr und mehr zu Krisensituationen, der ausbrechende zweite Weltkrieg brachte Einschränkungen in der Produktion und die Einbeziehung in die Rüstungsindustrie. Die größte Gruppe der 1945 vertriebenen Fachleute gründete im Raum Kaufbeuren das „Neugablonz“.

Vom Hohlglasstengel zur Perle

Eine Besonderheit der Gablonzer Schmuckwarenindustrie und Voraussetzung für den typischen Christbaumschmuck waren die unterschiedlichen Perlen, welche in der Hausindustrie produziert wurden. Das bergige Terrain des Isergebirges bot weder eine Erwerbsquelle in der Landwirtschaft, noch ließ es eine Ausdehnung der Glasindustrie zu. So war die Hausindustrie eine logische Folge der



schwierigen geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Arbeitssuchende Familien begannen im häuslichen Umfeld die Halbfabrikate der Hütten, Glasröhren und Glasstangen, vor einer kleinen Hitzequelle weiter zu verarbeiten. Es entwickelte sich die Lampenglasbläserei, bei der ein hohles Glasrohr mit Hilfe einer starken Flamme mit dem Mund aufgeblasen wurde. Die Lampe, ein flaches Gefäß, anfangs mit Öl oder Talg, später mit Petroleum gefüllt und mit einem Docht versehen, stand auf dem „Blasetisch“. Darunter betätigte der Glasbläser einen Blasebalg, um am Brenner eine möglichst kräftige und ruhige Stichflamme zu erzeugen, in der er das Glasrohr mit dem Mund zur Perle aufblies. Aus dieser Zeit stammt der Begriff <vor der Lampe geblasen>. Die einzelnen Perlen hießen „Freihandperlen“.

Es wurden aber auch Hohlperlen einzeln in kleine Holz- oder Metallformen geblasen. In Metallformen konnten Muster eingearbeitet werden, welche sich auf die Perle abdrückten. Die Formen waren in Böhmen aus Messing, Bronze oder Nickel hergestellt und bestanden aus zwei aufeinander schließenden Teilen, die je an einem Schenkel eines Metallbügels befestigt waren, genannt die „Zange“. Sowie das Glasrohrteil erhitzt war, schloß der Arbeiter die Formzange und blies die Luft durch den aus der Form herausstehenden Spieß ein. Mit dem Öffnen der Zange war die „Formperle“ fertig geblasen. Abweichend von der Kugel konnten in solchen Formen auch mehrkantige Hohlkörper nach Art facettierter Edelsteine, länglich gezogene Perlen, (sog. „Schaumhafer“), Kreuzel-, Eichel-, Buchecker-, Würfel-, Walzelperlen u. a. geblasen werden.

Technische Verbesserung wie der Einsatz des Gasbrenners zu Anfang des 19. Jahrhunderts und die Konstruktion einer Blas- und zugleich Perlenformmaschine erleichterten die Arbeit der Perlenbläser.

Durch die Erfindung einer Mehrfachform gelang es in vereinfachter Weise schneller und in größeren Mengen Hohlperlen zu erzeugen. Den entstandenen zusammenhängenden Perlenstrang nannte man „Klautsch“. Je nach Perlengröße konnten so bis zu 20 aneinanderhängende Perlen geblasen wer-

den. Unter den Lampenbläsem hatte die Hohlperlenbläserei den größten Anteil.

Die Perlenbläser waren hauptsächlich in den Kamnitztalgemeinden zu finden, aber auch im weiteren Umkreis, vorzugsweise in Örtlichkeiten, wo Wasserkraft für den Betrieb von Glasschleifereien fehlte.

Die Heimarbeit fand in einem ungesunden Arbeitsklima statt. In einem Raum brannten bis zu vier Lampen an einem Arbeitstisch, verbrauchten viel Luftsauerstoff und erzeugten schädliche Abgase. Wegen der Notwendigkeit einer ruhigen Flamme mußten die Fenster der zumeist kleinen, niedrigen Wohnstuben geschlossen bleiben. Mit im Raum saßen die Alten und die Kinder, sie übernahmen das „Fertigmachen“ der Hohlglasperlen, d. h. erst das Aufziehen der Klautsche auf Fäden und dann das Feilen mit dem Feilmesser zu Einzelperlen. In den Handel kamen die hohlgeblasenen Perlen in Bünden gefädelt.

Zeitweise waren mehr als 2000 Arbeiter, überwiegend Frauen, in Heimarbeit beschäftigt. Auch wenn die Erzeugung der Perlen und die Fertigung der Stücke in kleinen Orten im Iser- und im Riesengebirge erfolgte, wurde immer vom „Gablonzer Christbaumschmuck“ gesprochen, da die Fäden für die Arbeitsverteilung, die Aufträge und der Vertrieb über Gablonz an der Neiße liefen. Der Heimarbeiter stellte nach Auftrag des Lieferanten die Ware her. Der Lieferant gab die Ware an den Exporteur weiter.

Die metallisierte Hohlglasperle

Der Perlenfabrikant, Arzt und Chemiker Dr. Hartwig Weiskopf aus Morchenstern hatte in den Jahren 1856/57 die Liebig'sche Versilberung der Hohlglasperle eingeführt und löste damit die giftige Verspiegelung mit einer Blei- und Zinnlegierung ab. Die Silbersalzlösung bestand im wesentlichen aus Silbernitrat, Ätzkali und Milchzucker, und wurde anfangs mit dem Mund in die Klautsche eingesogen. Man dachte sich nichts dabei, wenn gelegentlich eine kleine Menge der Lösung in den Mund kam und verschluckt wurde. Nach geraumer Zeit bewirkte das in die Blutbahn geratene Silber aber unter Lichteinfluß eine irreversible Schwärzung der

Haut. Die so Gezeichneten wurden im Volksmund „Neger“ oder „Schwarzma“ genannt, noch bis zum Ersten Weltkrieg konnte man im Isergebirge ab und zu solchen schwarzen Männern begegnen. Als diese Zusammenhänge erkannt wurden, verbesserte die Konstruktion eines einfachen Einziehapparates mit Saugpumpe die Arbeit der Einzieher. Die so mit Silber eingezogenen Perlenklatsche mußten waagrecht an einem warmen Ort gelagert werden. Dann setzte sich an der Innenwand das Silber an und bildete den metallisch glänzenden Spiegeleinzug. Die Zusammensetzung der Silbersalzlösung war wie die Rezepte des Glasgemenges einschließlich der fargebenden Substanzen (Zusatz von Metalloxyden) ein streng gehütetes Geheimnis in den Glashütten, hing doch von deren Güte der Glanz und die Haltbarkeit der verspiegelten Perle ab. In gleicher Weise wurden die Farblösungen eingezogen, größere Hohlperlen wurden im Farbbad gefärbt, während einzelne Farbpartien mit dem Pinsel aufgetragen wurden.

Die metallisierten Perlen waren die Vorläufer der innenvergoldeten Hohlglasperlen, genannt Goldperlen oder auch Echtgoldperlen. Sie wurden ausschließlich aus weißem Kristallglas hergestellt, der Rezeptur der Vergoldung war ein langwieriger Forschungsprozess vorangegangen. Nicht zu verwechseln mit den wesentlich preiswerteren goldfarbenen Perlen, welche durch Silbereinzug in Gelbglass entstanden. Eine besondere Abart der gemusterten Hohlglasperlen waren innen gerippte Perlen. Sie erweckten den Eindruck, als stünden die Rippen außen und gaben einen zusätzlichen Effekt bei Farb- und Silbereinzug.

Die Herstellung von metallisierten Hohlperlen hatte den größten Anteil bei den Lampenblasern, zwischen 1880 und 1895 waren zeitweilig bis zu 2000 Perlenbläser und Bläserinnen beschäftigt, sie stellten eine ernsthafte Konkurrenz für Lauscha in Thüringen dar. Dort übernahm man die Technik der Ver Silberung, sie bildete die Grundlage für das Entstehen der großen silbernen Christbaumkugeln.

Voraussetzung dafür war der Einsatz des Bunsenbrenners, Lauscha verfügte schon ab

1867 über eine Gasanstalt. Weitere Konkurrenten auf dem Weltmarkt waren Paris und besonders Japan.

Die innenversilberten Hohlperlen und die Echtgoldperlen aus Gablonz wurden in die ganze Welt exportiert, erst nach dem Ersten Weltkrieg nahm die japanische Konkurrenz durch minderwertige Billigprodukte zu. Einige Japaner hatten 1912 in Gablonz mit Erlaubnis der Wiener Regierung die böhmische Hohlglasperlenherstellung „studiert“, große alte Märkte wie Ägypten, Indien und die südamerikanischen Länder fielen gänzlich aus. Auf dem amerikanischen Markt tauchte japanischer Christbaumschmuck aus Hohlglasperlen mit unverkennbar böhmischer Provenienz auf.

Die Perlen des Gablonzer Christbaumschmucks

Die Fülle der Motive des Gablonzer Christbaumschmucks entstand durch die Vielzahl der Perlen, die mit Eisendraht kunstvoll zusammengefügt wurden. Die Heimarbeiter, meist Frauen, waren bemüht, durch eine Erweiterung und Verbesserung des Motivsortiments eine Absatzsteigerung zu erreichen. Es entstanden abstrakte Gebilde von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, neben schimmernden Perlengehängen und Sterngebilden hingen Kinderwagen, Fahrräder, kleine Autos, Flugzeuge und Schlitten; aber auch Tiere wie Insekten, Spinnen, Schmetterlinge, Meerestiere; Gebäude aller Art, Windmühlen, Häuschen auch Täschchen, Körbe, Schuhe oder Wecker waren Teile des riesigen Sortiments. Die wesentlichen Elemente dieser vielfältigen Christbaumanhänger war die Hohlglasperle, da sie sich am besten für die leichten, kaum die Zweige beschwerenden Gehänge eignete. Wie viele Varianten aufgefädelt und verdrahtet wurden, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Auf zeitgenössischen Musterkarten, wie z. B. der Exportfirma Mahla in Gablonz entdeckte man viele Perlenformen der Jahrhundertwende, wie sie auch im Christbaumschmuck verarbeitet wurden:

Metallisierte Perlen und Echtgoldperlen, auch innengerippt, Farbperlen, facettierte

Fomperlen, Atlasperlen (seidenartige Perlen, auch farbig, deren Erscheinungsform durch die Einmischung von Luft ins Glas entstand), Perlen mit Teilrippung, Rund- und Malonenperlen, Oliven, Würfel, Hafer u. a.

Es fanden auch noch andere Perlen, die sich durch ihr Herstellungsverfahren unterschieden, Verwendung im Christbaumschmuck.

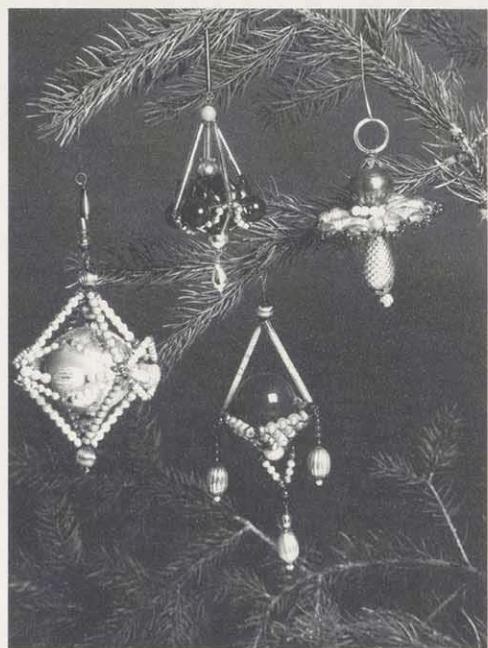
Provenienz und Datierung

Aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sind weder Firmenkataloge noch Musterzeichnungen bekannt, obwohl es eine saisonbedingte Herstellung in Heimarbeit, sowohl für den Eigenbedarf als auch für den Vertrieb durch Wanderhändler schon gegeben hat. Die ältesten Motive, geometrische Gebilde, Sterne, Körbchen und Zapfen entstanden wohl um 1890 und bildeten anfänglich einen Zuverdienst bei der Erzeugung der Hohlglassperlen. Vorangegangen war die Herstellung einfacher Ketten aus Abfallperlen und sog. „Brocken“. Erst ab 1908 konnte man von einer saisonbedingten Christbaumschmuckproduktion als Abfallprodukt der Bijouterieherstellung sprechen. Um 1930 war der Gablonzer Christbaumschmuck ein gefragter Exportartikel, konnte aber nie an die Verbreitung des Lauschaer Christbaumschmucks anknüpfen, da er durch die aufwendigere Herstellung teurer gehandelt wurde. Am schwierigsten gestaltet sich die Datierung. Zeitgenössische Darstellungen wie Zeppeline, Autos, Fahrräder, die Art der verwendeten Hohelperlen und eine gesicherte Herkunft können weiterhelfen. Heute wird der Perlen-Christbaumschmuck zum Teil nach alten Vorgaben in der Glaswarenindustrie in Tschechien, auch in Jablonec n. N., hergestellt. In deutschen Produktionsstätten, wie z. B. in Neu-Gablonz ist eine Herstellung dieses ausschließlich in Handarbeit gefertigten Schmucks auf Grund der hohen Lohnkosten nicht mehr rentabel.

Literatur:

Neuwirth, Waltraud: Glasperlen Christbaumschmuck, Wien 1995

Stille, Eva: Christbaumschmuck des 20. Jahrhunderts, München 1993



Ulzen, Evelyn: Glasperlen, Berlin 1993

Ulzen, Evelyn u. Jürgen: Gablonzer Christbaumschmuck, Berlin 1994

Wanja, Konrad: Christbaumschmuck aus Gablonz, aus Christbaumschmuck, Katalog zur Ausstellung, Museum für Volkskunde, Berlin 1992

Zenkner, Karl: Gablonz an der Neiße, Hrsg. Leutelt Gesellschaft e.V., Schwäbisch Gmünd 1983

Die Ausstellung in Marktbreit zeigt die große Vielfalt dieses nicht nur bei Sammlern beliebten Christbaumschmucks aus der Zeit von ca. 1890 bis Ende des Zweiten Weltkriegs. Unter den zahlreichen Exponaten verschiedener Leihgeber befinden sich auch sog. „Böhmisches Glaschristbäume“, kronleuchterartige Glasperlengehänge, die man über die böhmischen Grenzen hinaus auch in Thüringen zu Weihnachten aufhängte. Während der Öffnungszeiten wird nach alten Motiven produzierter weihnachtlicher Glasperlenschmuck verkauft.

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 10–12 Uhr, Dienstag und Freitag 14–16 Uhr, Sa., So. und Feiertage: 14–17 Uhr, außer 24., 25. und 31. Dezember 2000 und nach Vereinbarung

Info über Tel. 0 93 32 / 4 05 46, Fax 4 05 44
<http://www.marktbreit.de>
E-mail: touristinfo@marktbreit.de